

Nicht sehen und doch glauben?

Heute ist der Tag des Apostels Thomas, von dem das Johannesevangelium erzählt, er habe nicht glauben können, dass Jesus auferstanden sei, es sei denn er könne seine Wundmale sehen und seinen Finger in seine Wunden legen (Kap. 20,24-29). Denn bei der ersten Begegnung der engsten Freunde Jesu mit dem Auferstandenen Jesus war Thomas nicht mit dabei. Bei der nächsten (sonntäglichen) Versammlung der Jünger, auch Apostel (= Gesandte) genannt, weil sie die Botschaft Jesu weiter in die Welt getragen haben, war er dann dabei und durfte seine Finger in die Wundmale Jesu legen. Auf das „sei nicht ungläubig sondern gläubig“ (Vers 27) entgegnet Thomas mit der Erkenntnis „mein Herr und mein Gott“ (Vers 28), worauf Jesus ihm sagt: „Weil du mich gesehen hast, glaubst Du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ (Vers 29).

An dieser Stelle habe ich mich wieder und wieder gestoßen: Wenn Jesus nicht als „Gespenst“ erschienen ist – oder in einem sonst wie „verklärten Leib“ – was für mich schlichtweg widervernünftig ist, was soll das dann heißen, „die nicht sehen und doch glauben“? Was ist das für ein „Unglaube“, den der Thomas haben soll und was macht den Unterschied aus zwischen den sogenannten „Augenzeugen“ von damals und uns heute?

„Ich glaube das erst, wenn es passiert, bzw. wenn ich es sehe“ – das höre ich oft aus Enttäuschung darüber, dass etwas dringend Nötiges oder Erwartetes wieder und wieder nicht passiert. In diesem Fall jedoch geht es darum, dass Thomas es nicht fassen kann, was ihm seine Freunde erzählen, ohne dass er es selbst erlebt hat. Wenn Jesus lebt, dann muss er ihm auch begegnen können, ja, dann muss er ihn auch wiedererkennen können als den, dem er die letzten Jahre gefolgt ist, als dem, der am Kreuz so erbärmlich gestorben ist.

Für mich klagt Thomas bei seinen Freunden etwas ein, dass sich an die ganze Kirche richtet: Die Auferstehung Jesu, die Begegnung mit Jesus muss sprichwörtlich handgreiflich werden können. Allein vom Hörensagen kommt niemand zum Glauben. Man muss es der Kirche ansehen, dass sie den Auferstandenen Christus verkörpert; man muss an und in ihr den Gekreuzigten Nazaräer wiedererkennen können.

„Den Finger in die Wunde legen“ hat hier eine doppelte Bedeutung für mich: 1. Wo die Kirche sich nicht mehr nach der Botschaft und Praxis Jesu ausrichtet, da muss ich das offenlegen und Kritik üben. 2. Kirche muss denen, die vermeintlich „außen“ stehen, Begegnung mit Jesus, mit der Gemeinschaft, mit der Erfahrung neuen Lebens ermöglichen. Sie muss nicht nur einladend sein („Komm und sieh“); sie muss in ihrer Praxis mit den Gekreuzigten unserer Zeit durch Freud und Leid gehen, Anteil nehmen am Leben der Menschen, solidarisch sein mit den Zu-Kurz-Gekommenen, mit den Ausgegrenzten, den Verachteten, den Alleingelassenen, den Misshandelten.

Wenn Kirche heute bereit ist, ihren Status aufzugeben und sich ganz und gar dem „Geringsten“ zu widmen, dann werden die Wundmale Jesu sichtbar – nicht als Ausdruck selbstaufgelegten Leidens oder falsch verstandener Opferbereitschaft, sondern als Folgen des Mitleidens mit den „Armen“. Dann können Menschen auch heute in der Gemeinschaft der Glaubenden dem Auferstandenen begegnen, Jesus erkennen als den, der er war im Leben und als den, der er jetzt ist: Gott in unserer Mitte.

Der Unterschied zwischen den Augenzeugen von damals und uns heute ist allein der: Sie konnten im Auferstandenen unmittelbar den Jesus von Nazareth wiedererkennen, mit dem sie ihr Leben geteilt haben. Wir dagegen erkennen ihn nur vermittelt durch sie, die uns das bezeugen. Aber dann sind auch wir „Sehende“ und Thomas war allenfalls zu Recht „misstrauisch“ und nicht „ungläubig“.

Michael Kosubek
(Pastoralreferent)